

«Das öffentliche Denkmal. Denkmalpflege zwischen Fachdisziplin und gesellschaftlichen Erwartungen» Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V., in Zusammenarbeit mit der Hochschule Anhalt (FH) und der Stiftung Bauhaus, Dessau, 3. bis 6. Oktober 2002

von Sigrid Brandt

Erst jüngst waren sie aus traurigem Anlass in besonderem Maße präsent. Bilder des überschwemmten Zwingerhofes erschienen tagelang auf den Titelseiten der Tageszeitungen und liefen über die Fernsehsender. Die Denkmale Sachsens haben durch die Flutkatastrophe des Sommers Schaden genommen wie seit langem nicht. Bis sie wieder vollständig hergestellt sind, wird es Zeit brauchen. Manches ist unwiederbringlich verloren. Manches wird repariert werden können.

Dass die Flut auch zum Anlaß genommen wurde, weniger zerstörte Denkmale gleich mit abzureißen, ohne dass sie den Weg in die Öffentlichkeit der Medien gefunden hätten, betonte Thomas Will in seiner Begrüßung zur Tagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V., die dieses Jahr in Dessau stattfand. Die Diskrepanz zwischen einem großen öffentlichen Interesse an hochrangigen Denkmalen einerseits und fehlender Öffentlichkeit im Falle weniger präziöser Bauten andererseits scheint nicht erst durch die aktuellen Ereignisse auf. Sie ist ein anhaltendes Phänomen und sollte aus diesem Grund das Thema der Tagung bestimmen.

Öffentliches Interesse gilt als eine der wichtigsten Grundlagen des Denkmalsbegriffes schlechthin. Für die juristische Fixierung des Denkmalschutzes in Gesetzen und Verordnungen spielt es eine herausragende Rolle. Wie schwierig sich die inhaltliche Bestimmung dessen gestaltet, was da meint *öffentliches Interesse*, wurde mit jedem der Beiträge klarer. Wer definiert öffentliches Interesse? Wie ist es definiert? Was heißt Öffentlichkeit der Denkmale, Öffentlichkeit für Denkmale? Wer ist die Öffentlichkeit? Um welche Öffentlichkeiten, sofern man den Plural des Begriffs überhaupt akzeptiert, geht es?

Marion Wohlleben (Zürich) verwies in ihrem Referat zu den Anfängen des Denkmalschutzes in Frankreich darauf, dass auch dort das *öffentliche Interesse* für die Erhaltung der Denkmale eine zentrale Kategorie darstellte und gegen 1790 erstmals als Begriff formuliert auftauchte. Der sich im Laufe des 18. Jahrhunderts vollziehende Bruch in der Denkmalerhaltung verdankte sich sowohl dem aufstrebenden Bürgertum, das die histori-

schen Bauten für seine gesellschaftliche Legitimation reklamierte, als auch dem wachsenden Widerstand verschiedener Kreise gegen den um sich greifenden Vandalismus im Gefolge der Französischen Revolution. Klöster, Bauten des Adels sollten nicht mehr zerstört, sondern in *kollektiven Besitz* übernommen werden. Aus dem *öffentlichen Interesse* an Geschichte wurde gleichwohl oft, und dies resümierte Marion Wohlleben mit Blick auf zweihundert Jahre Denkmalschutz und Denkmalpflege, in umgekehrter Richtung das *öffentliche Ärgernis* der Geschichte. So bleibt die Frage, inwieweit *öffentliches Interesse* nur zustimmendes Interesse an historischen Bauten meinen, oder ob es auch als ein *Gegeninteresse* denkbar und akzeptabel sein kann.

Dass es sich bei dem Begriff des *öffentlichen Interesses* mitnichten um einen statischen handelt, ging ebenso aus dem Vortrag Winfried Speitkamps (Gießen) hervor. Seit den Anfängen einer juristisch regulierten Denkmalpflege gegen Ende des 19. Jahrhunderts kreist die Aufmerksamkeit beständig um das zentrale Problem des Eigentums am Denkmal. Das Denkmal solle öffentlich sein bzw. gemacht werden, dies wurde bereits in den 1890er Jahren vertreten. Die Mitnutzung des Denkmals durch die Allgemeinheit wurde als Ausdruck des *öffentlichen Besitzes* an den Denkmalen verstanden und eingefordert, sie zielte weniger auf eine Beschränkung des Eigentums als vielmehr auf eine Beschränkung der Eigentümerwillkür. Obgleich der Begriff des *öffentlichen Interesses* in alle einschlägigen Gesetzestexte in Deutschland seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts gelangte, sucht man bis weit in die sechziger Jahre eine Definition vergeblich. *Öffentliches Interesse* bezeichnete in dieser Zeit vor allem das *Gemeinwohl* im Gegensatz zu den Rechten oder Vorteilen des Individuums, ein *Gemeinwohl*, das verschiedene Ansprüche unter Beachtung des sozialen Ganzen integriere und ausgleiche. Jüngere Definitionsversuche beziehen nicht nur kritische Stimmen zu Fragen des *öffentlichen Interesses* ein, die sowohl das Harmonisüchtige des Begriffs missbilligen als auch seine Tendenz, Konflikte nivellieren zu wollen, bis hin zur mögli-

chen diktatorischen Geste, sondern betonen gleichfalls das Prozesshafte des *öffentlichen Interesses*. Wichtig ist letztlich, wer darüber entscheidet und wie es durchgesetzt wird.

Winfried Speitkamps Untersuchungen zeigten darüber hinaus, mit welchen Begründungen das *öffentliche Interesse* in die Gesetzestexte Eingang fand. Bevölkerungsexplosion, Industrialisierung und wachsender Verkehr wurden um 1900 längst als Krise des Liberalen empfunden, mehr als Zerstörung von Natur und Kultur denn als Gewinn. Die Reformbewegungen dieser Zeit, darunter auch Denkmalpflege und Heimatschutz, bezogen ihre Motivation nicht lediglich aus dem Verlust ästhetischer Qualitäten, ebenso wenig lediglich aus nationalen Fragen, sondern zielten auf einen Schutz auch der sozialen Interessen, auf eine Begrenzung kapitalistischer Willkür und die (Wieder-)Gewinnung von Lebensqualität. So gesehen, ist das in Westdeutschland in den siebziger Jahren mit Erneuerungspathos vorgetragene Motto, Denkmalpflege sei Sozialpolitik, keine Neuerfindung dieser Zeit. Auch der im Osten in den fünfziger Jahren als Fortschritt propagierte Gedanke, die Heimat sei nun erstmals im Besitz des Volkes, ignorierte den sozialgeschichtlichen Teil der Geschichte von Denkmalpflege und Heimatschutz. Die Gründe dafür, so Speitkamp, liegen in der Ambivalenz der Sachse selbst: Das dem Gemeinwohl verpflichtete Eigentum kann sozialstaatlich, sozialistisch, aber auch völkisch, rassistisch, nationalsozialistisch interpretiert werden.

Öffentliches Interesse ist in der jetzigen pluralistischen Gesellschaft das, was im Widerstreit einzelner Interessen ausgehandelt, was aber ebenso gut auch forciert zum Gegenstand des Interesses gemacht wird. Werner Sewing (Berlin) zeigte dies mit seinem Beitrag zur Soziologie der Informationsgesellschaft eindrücklich. Die Frage, wer etwas definiert, ist nicht zu trennen von der Frage, wann etwas definiert wird, Soziologie ist nur als historische Sozialwissenschaft denkbar. Das heißt: *Öffentliches Interesse*, *Gemeinwohl* ist keine anthropologische Konstante, sondern nur als historisch-kontingenter Begriff fassbar.

Hatte sich der Staat um 1900 mit den ersten Denkmalpflegegesetzen gegen die als chaotisch registrierte, allzu liberale bürgerliche Gesellschaft gewandt, so erwuchs die Aufmerksamkeit für die noch junge wissenschaftliche Disziplin einem grundsätzlich außerwissenschaftlichen Interesse. Diese Tradition des preußischen

Obrigkeitsstaates, der sich um Regulierung und Befriedung der Konflikte bemühte, fand erst nach dem Zweiten Weltkrieg, so Werner Sewing, eine «Nachgrundierung» in republikanischem Sinne. Und sie wird durch die gegenwärtigen Vorgänge erst eigentlich erschüttert: Der Staat lässt die Institution Denkmalpflege zunehmend im Stich. Als wohltuender Schock müsse dies noch jedem Denkmalpfleger klarmachen, dass er sich in einer Scheinsicherheit glaubte.

Die Informationsgesellschaft ist abhängig von der *opinion*. Und wie diese gemacht wird, wie die Mechanismen ihrer Erstellung sind, das zeigt wohl kein Beispiel besser als das des Beschlusses zum «Wiederaufbau» des Berliner Schlosses. Die Zeitungen hatten danach getitelt: *Da siegt der Laie*. Sie sprachen von *Elitenverrat*. In der Fachwelt war man sich wohl mit unberechtigter Ruhe darüber klar gewesen, vom Architekten bis zum Denkmalpfleger, dass die Frage nach dem Berliner Schloss nur abschlägig beantwortet werden konnte. Die Mobilisierung aller denkbaren Medien, vom Diskussionsforum bis zu den bemalten Planen um ein Baugerüst, die Mobilisierung auch politisch grundierter Emotionen – W. Ulbricht dürfe nicht das letzte Wort an diesem Platz gehabt haben – fernab der immer wieder beteuerten lediglich städtebaulich notwendigen Reparatur, eine Mobilisierung letztlich von Eliten jenseits der fachlichen, die Argumentation schließlich mit dem Konstrukt von des *Volkes Meinung* hat nun zu dem Beschluss des Deutschen Bundestages geführt. Eine ernst zu nehmende Diskussion hat es jedoch, so Werner Sewing, nie wirklich gegeben. Die Fachwelt, ruhig ob der Richtigkeit ihrer Auffassung, ging und suchte diesen Weg nicht. Sie ist, und das muss jedem ihrer Vertreter zu denken geben, nicht in der Lage, sich öffentlich zu präsentieren. Der Vorwurf des Neohistorismus an gegenwärtiges Bauen, sein niedrigstes Niveau: sentimental und harmonisierend, mag zutreffend sein. Die an *lifestyle* Interessierten wird er nicht treffen, so lange sie sich ihres Einflusses sicher sind. Und die Arena, wo öffentliches Interesse verhandelt wird, sind in der Informationsgesellschaft tatsächlich die Medien. Es wird nicht reichen, Telefonbücher mit Denkmaladressen zu veröffentlichen. Auch die Denkmaltopographien sind, bei allem Respekt für die dahinter stehende wissenschaftliche Leistung, mehr Nachschlagewerke. Leseerlebnisse sind sie, wie dies Holger Brülls erst jüngst ebenso anmerkte, mitnichten. Um sich ihre «eigene» Zi-

vilgesellschaft zu konstituieren, bedarf es anderer Wege für die Denkmalpflege. Einer davon ist: Geschichten erzählen.

Wie dies zuwege gebracht werden kann, zeigte Dietmar Schellin (St. Ingbert) in seinem Beitrag zu Denkmalpflege im Feuilleton und Fernsehen. Was wollen Sie eigentlich, fragte er zu Beginn provokant. Denkmale sind die meistgezeigten Dinge. In allen nur denkbaren Magazinen, Reiseberichten etc. werden ihre Bilder gezeigt, werden Images produziert, wird das beim Zuschauer oder Leser erzeugt, was das knappste Gut in der Informationsgesellschaft ist: Aufmerksamkeit. Freilich lässt sich diese Aufmerksamkeit nicht lediglich dadurch erringen, dass Denkmale «gelistet» werden. Auch eine brachliegende, erhaltenswerte Halle gibt noch keine Geschichte ab, die interessieren könnte. Unerhörte Geschichten erzählen, das tut Not. Wie die eines Bahnhofes, den ein Verein von Bahnangestellten gesichert und ausgebaut hat, und wo sie jetzt mit Modelleisenbahnen spielen. Der kunsthistorische Diskurs, der gesprochene Text ist nicht über das Medium Fernsehen transportierbar, Argumentation lediglich in reduzierter Form möglich. Im Umgang mit Bildern, mit ihrer Wirkung jedoch liegen Chancen, die auch von Denkmalpflegern genutzt werden können und sollen. Die auf diesem Weg geführte Auseinandersetzung muss lautstark und populär sein, nicht populistisch.

Eine ganz andere Öffentlichkeit stellte Meike Gerchow (München/Stuttgart) vor. Denkmalpflege als Teil der Allgemeinbildung an Schulen ist ein Desiderat. Um so mehr sind die Projekte an Dessauer Schulen, in die hier Einblick gewährt wurde, hervorzuheben. Denkmalpflegerische Aspekte können in sehr verschiedenen Unterrichtsfächern eine Rolle spielen. Angefangen von Heimatkunde und Geschichte über Geographie und Chemie bis hin zum Fach Technik. In dem Dessauer Beispiel wurden von engagierten Lehrern darüber hinaus Arbeitsgemeinschaften angeboten, in denen die Schüler für das kulturelle Erbe sensibilisiert werden sollten. Erinnert sei an dieser Stelle an den Beitrag von Ulrich Kerkhoff (Lob der Denkmalpflege, kunsttexte.de), der ebenso mit Blick auf die schulische Ausbildung größere Aufmerksamkeit für die musische und ästhetische Bildung der Schüler einfordert.

Als Bildungsinstrument wollen Landesämter auch ihre Denkmaltopographien verstanden wissen. Claus-Peter Echter (Bonn) unterstrich ihre große Bedeutung

vor allem hinsichtlich einer präventiven Denkmalpflege. Zunächst vorrangig als Planungshilfe für Planer gedacht, hätten sich die Topographien zu einem «Großinventar light» entwickelt, das von der interessierten Öffentlichkeit stark nachgefragt wird.

Sabine Leutheusser (Stuttgart) nahm nicht nur die Öffentlichkeit außerhalb der Denkmalämter in den Blick, sondern auch die innerhalb der Einrichtungen. Ihre Überlegungen zielten vor allem darauf, Öffentlichkeitsarbeit nicht nur einem Referat in den Behörden zu übertragen. Große Chancen sieht sie in stärkerer Kooperation zwischen den Fachbereichen, kurz: intensiver inneramtlicher Verständigung über Konzepte, das jeweils Machbare, über fachliche Standpunkte und Auffassungen etc. Sowohl die externe als auch die interne Kommunikation können nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn sie korrekt, glaubwürdig und dauerhaft betrieben werden. Die Schwierigkeit für Journalisten, verlässliche Informationen aus den Denkmalämtern zu bekommen, die auch hier in Dessau in der Diskussion angesprochen wurde, ist sicher kein Einzelfall und darüber hinaus wenig geeignet, das Vertrauen in die Denkmalämter zu stärken.

Nicht Denkmale in den Medien sondern Denkmale als Medien und als Orte von Öffentlichkeit thematisierte Thomas Will in seinem Vortrag «Denkmalorte. Begegnungen mit einer unauffindbaren Öffentlichkeit». Ausgangspunkt seiner Überlegungen war die Körperlichkeit der Denkmale. Als Körper und Räume manifestieren oder wenigstens symbolisieren sie Öffentlichkeit. In vielen Fällen symbolisieren sie eine Öffentlichkeit, die ihre alten Funktionen verloren hat, nichtsdestotrotz aber gerade dadurch für Identität, Relation und Geschichte steht. Denkmale, so Will, sind Orte, an denen man Erinnerung und Gedächtnis mit anderen teilen kann. Wenn Verfall und Verlust öffentlichen Lebens seit Jahrzehnten diagnostiziert und die Grenzen zwischen öffentlich und privat zunehmend eingeebnet werden, so kann man dies euphorisch begrüßen und die Aussicht auf ein nachbarliches Nebeneinander noch der entferntesten Kulturen freudig erwarten, man kann jedoch auch dieser grundsätzlich nicht begreifbaren Globalität, dieser Homogenisierung des Raums Skepsis und Widerstand entgegensetzen. Nichts sei mehr ganz, nichts sei mehr echt, nichts sei mehr wirklich – die Philosophen von Derrida über Baudrillard bis Virilio beobachten und konstatieren. Sich diesen Tendenzen entgegenzustellen, ist

Aufgabe u. a. der Architekten und Denkmalpfleger. Gerade weil urbane Räume die wichtigste Metapher für Öffentlichkeit sind, liegen hier ihre durch nichts ersetzbaren Qualitäten: In der Anhäufung von Zeugnissen vergangener Zeit lässt sich die eigene Identität suchen, im Anderssein des Alten scheint das Sosein des Jetzigen auf. Monumente und Kunstwerke als Quellen kollektiven Erinnerens können vorläufig konserviert werden. Das Bedürfnis danach, so fragte T. Will doch noch einmal, ist vielleicht doch eine anthropologische oder soziale Konstante?

Ira Mazzoni (München) trug ihre Gedanken zum offenen Denkmal, das heißt dem Statuswandel von Baudenkmalen im Zuge ihrer Öffnung für die Allgemeinheit, mit einer wunderbaren Langsamkeit des Denkens und höchster sprachlicher Präzision vor. Besonders auf diesen Beitrag wird man sich, wenn die insgesamt hervorragende Tagung publiziert sein wird, freuen können. Offenes Denkmal meint nicht nur schlicht die Öffnungszeiten des Bauwerks, sondern betrifft gleichzeitig ein rezeptionsästhetisches Phänomen. Ändert sich durch die Öffnung eines Denkmals für ein Publikum etwas an dessen Sosein? Privathäuser, Villen, Klöster, Klausen, auch Industrieanlagen, gern als «verbotene Stadt» romantisiert, haben ein inneres Sosein, das anders als die Fassade nicht öffentlich zugänglich ist. Bleiben sie verschlossen, ist ihr Innenleben Projektionsfläche poetischer Fiktionen. Werden sie geöffnet, tauscht der Besucher nun seine Vorstellungen mit der Wahrnehmung des ganz konkreten Ortes. Das jedoch, was früher in Gebrauch war, benutzt wurde, wird jetzt nur wahrgenommen werden können. Die «Reibungsverluste», die der Besucher ob dieses Nicht-mehr-Gebrauchens sehr genau empfindet, hinterlassen ihre Spuren oft in einer Art Ersatzgebrauch des nun als Geschichts- und Wissensort empfundenen Baus: Da werden Namen in Fensterbänke geritzt, Fingernägel in weichen Kitt gebohrt, Türklinken blankgewetzt. Der Ort möchte benutzt werden und ist doch nun Denkmal, zum Anschauen lediglich. Vielleicht auch, um darin zu lesen wie in einem Geschichtsbuch – eine denkmalpflegerische Sprachgewohnheit, deren Sinn und Unsinn Holger Brülls (Halle) in seinem nachfolgenden Beitrag analysierte.

Dass Häuser reden können, ja sogar um Hilfe schreien, sind beliebte Metaphern, wenn Denkmalpfleger sich ihrer eigenen Profession versichern wollen. Sie finden in den Bildern des *Patienten Denkmal*, des An-

walts *Denkmalpfleger*, der *Schutzbefohlenen* oder ähnlichen pathologischen und fürsorglichen ihre Fortsetzung. Ob man Architektur lesen kann, ist dabei eine ganz andere Frage, enthält sie doch die Aufforderung, nicht nur zu sehen und zu *gaffen*, sondern tatsächlich auch zu *denken*. Das Denkmal ist ein Bild-Medium, so Holger Brülls, das Interesse an ihm demzufolge: Anschaulichkeit. Ein auf die Substanz reduzierter Denkmalbegriff bringt das Denkmal um seine Mitteilbarkeit. Das, was das Denkmal mitteilen soll und kann, liegt nicht in dieser Substanz allein begründet, sondern wird von den gestalterischen Ambitionen derer bestimmt, die damit umgehen. Dabei ist in den Ergebnissen praktischer Denkmalpflege seit Jahren ein Methodenpluralismus zu beobachten, der von der Öffentlichkeit sehr genau wahrgenommen wird, und der die Glaubwürdigkeit des Fachs nicht eben stärkt. Ziel der provokanten und pointierten Kritik Brülls' sind vor allem Denkmale, an denen in geschichtsdidaktischer Manier, mit bauarchäologischem Finderstolz und als Resultat einer Reißbrettästhetik Befunde herauspräpariert und demonstrativ zur Schau gestellt werden, die ihren Platz lediglich in Baudokumentationen haben sollten. Die gezeigten Beispiele machten unmissverständlich klar, dass solcherart Denkmalpflege der Logik des Bauens, schließlich auch der Ästhetik der Bauten zuwiderläuft und schon aus diesem Grund nicht zu akzeptieren ist. Andere Beispiele zeigten die bloße Reparatur als visuelles Ereignis und die sich darin äußernde gefährliche Entfremdung von Denkmalpflege und Architektur. Die Reparatur als Ereignis am Denkmal ist, das könnte man hier ergänzen, natürlich auch Resultat einer ins Absurde getriebenen *Hygiene*. Ehrliches Bauen, saubere Lösungen, das Alte soll vom Neuen fein, säuberlich, sichtbar getrennt werden, als Gegengespenst fungiert die sogenannte Anpassungsarchitektur – dies gehört seit Jahrzehnten zu den immer wieder zu hörenden, gebetsmühlenartig wiederholten Grundsätzen. Und die sind nun inzwischen bis zu Baufirmen vorgedrungen, die, in der Annahme, das Richtige nach diesen Grundsätzen zu tun, gar nicht mehr verstehen, warum denn das nun falsch sein soll: Wenn die neuen Fugen im reparierten Mauerwerk strahlend weiß ihr Tun anzeigen. Gegen das Übergewicht des historischen Blicks auf das Denkmal fordert Holger Brülls einen stärker ästhetisch motivierten, stärker ästhetisch akzentuierten Substanzbegriff. Mit dieser Forderung nach einem neuen Primat der Architektur rief er

naturgemäß größten Widerspruch hervor. Geschichte solle man nicht ästhetisieren, Aufgabe des Denkmalpflegers sei zu überliefern, nicht zu interpretieren, die Wunden des Denkmals könne man diesem nicht vorwerfen und so weiter und so fort. Der Streit fand letztlich schnell zu den grundsätzlichen Fragen: Gestalten? Bewahren? Überliefern? Interpretieren? Wer gestaltet hier? Der Kunsthistoriker oder der Architekt? Wer soll es? Wer kann es? Die Auseinandersetzung darüber, dies wurde wiederum von journalistischer Seite eingefordert, sollte viel stärker als bisher auch in die Öffentlichkeit gelangen, als eine Auseinandersetzung, die Positionen nicht verschärft oder verhärtet, sondern die die Problematik überhaupt erkennbar werden lässt.

Trüge man die Auseinandersetzung in die Öffentlichkeit, wären auch alle Beteiligten gezwungen, ihre Auffassungen verständlich zu machen. Der terminologische Wirrwarr innerhalb des Faches Denkmalpflege trägt ebenso wenig zu Akzeptanz bei wie die Überforderung des Laien mit architekturhistorischen, denkmalpflegerischen Fachbegriffen. In diesem Sinne nahm Jürgen Tietz (Berlin) die Fachsprache als Herrschaftswissen in seinem Vortrag in den Blick. Auch Ärzte benutzen eine Fachsprache, können und müssen jedoch ihr Tun in einfacheren, verständlichen Worten beschreiben können. Aufklärung, Erklärung, Erzählung, Beschreibung – dies können Wege sein, der Fachsprache den Vorwurf des Herrschaftswissens zu nehmen, die interessierte Öffentlichkeit als Adressat denkmalpflegerischer Arbeit tatsächlich ernst zu nehmen.

Für den praktischen Denkmalpfleger findet Öffentlichkeit in erster Linie auf der Baustelle statt. Thomas Drachenberg (Wünsdorf) entwarf aus diesem Blickwinkel acht Thesen, um den Kern der denkmalpflegerischen Aufgaben klar zu definieren. An erster Stelle rangierte der Grundsatz, dass die Praxis ohne feste Gebote sei: Substanzerhalt und Wirkung seien lediglich Rahmenbedingungen im Umgang mit dem Denkmal, die für jeden Fall individuell zu entscheiden seien. Auch die anderen formulierten Thesen klangen nicht unbekannt, wie die von den zahlreichen deformierenden Faktoren, die auf Denkmalpfleger einwirken, oder die Feststellung, dass Denkmalpflege lediglich ein öffentliches Interesse unter vielen ist. Größere Aufmerksamkeit forderte T. Drachenberg in der Bewertung der einzelnen Schichten des Denkmals und verwies damit letztlich die Idee der Gleichrangigkeit alles dessen, was an einem

Bau über die Zeiten hinweg an- oder umgebaut bzw. verändert wurde, in den Bereich des Unmöglichen.

Diethart Kerbs (Berlin) stellte ein noch weithin unerforschtes Gebiet der Geschichte der Denkmalpflege vor. Bürgerschaftliche Initiativen in Ost und West sind bisher kaum Gegenstand von Untersuchungen gewesen.

Eckart Rüschs (Hannover) Vorschläge und Überlegungen zu einem demokratischen Denkmalbegriff wurden eher mit Skepsis aufgenommen. Die Konstruktion eines Denkmalrates birgt, so die Auffassung mehrerer Teilnehmer, etliche Gefahren. Gleichwohl sollte an dieser Stelle weiter nachgedacht werden.

Erwähnt seien schließlich die Beiträge Kirsten Baumanns (Dessau) zum Umgang mit dem Dessauer Bauhaus als öffentliche Institution und öffentliches Gebäude, Beitrag und Führung von Monika Markgraf (Dessau) und Winfried Brenne (Berlin) zum Bauhaus und den Meisterhäusern und der Beitrag Andreas Schwartings (Dresden) zur Einschränkung der privaten Verfügbarkeit über Denkmale durch Expertenurteil und öffentlichen Anspruch am Beispiel der Siedlung Dessau-Törten, deren Erläuterungen anhand konkreter Beispiele vor Ort zahlreiche auf der Tagung angesprochene Probleme ganz handgreiflich werden ließen.

Rezension: Tagungen

«Das öffentliche Denkmal. Denkmalpflege zwischen Fachdisziplin und gesellschaftlichen Erwartungen» Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V., in Zusammenarbeit mit der Hochschule Anhalt (FH) und der Stiftung Bauhaus, Dessau, 3. bis 6. Oktober 2002, Rezensentin: Sigrid Brandt, in: *kunsttexte.de*, Nr. 4, 2002 (5 Seiten), www.kunsttexte.de.